

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Mittwoch, 10. November

1926.

(8. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren mittlerweile talauf geschlendert, und ihre Blüte streiften jetzt die weite sonnige Höhe, deren Hintergrund die burggekrönten schimmernden Rheinberge abschlossen. Während sie eine blumige Kieshalde durchquerten, wehte ihnen bei jedem Tritt der trocken würzige Mischgeruch von Schafgarbe und Wucherblume, von Leinkraut und Reseda entgegen. Die Hummeln brummten in die müde Stille, und glänzende Käfer irrten flüchtig durch das glühende Gestein am Boden. Wenn man sich da lastbefreit in das Gras des Felsdrains hätte werfen können! Ins sonnige Blau träumen und insagbar glücklich sein!

Adolf war noch bestinnlicher geworden und rätselte nun fortwährend an den Worten seines Begleiters herum. Der bemerkte sein Interesse und sagte vermittelnd:

"Ich mein, du sollst überhaupt den ganzen Büchertram beiseite lassen und 'n richtiger Bauer werden."

"Was ich werden will", antwortete Adolf in einem plötzlich aufsteigenden stolzen Eigensinn, "das glaub ich, hat mir eben der Baron gesagt."

"Jung, red keine Sprüchel! Bedenk, daß du im Schmalzott sitzt, 'n eigenen Hof hast du und . . ."

"Und 'n Vater, der mich nit sehn mag", ergänzte Adolf bitter.

Heinrich bemerkte, wie er die Tränen mit Mühe zurückhielt, und suchte ihn zu trösten.

"Adolf! Nun schwätz doch so Sachen nit. Dein Vater hat gewiß nix gegen dich, nur gegen den dummen Schultram."

Da brach das langverhaltene Leid urgewaltig aus ihm hervor; aus ausgewählter Tiefe quoll sein schluchzender Atem auf, dann riß er sich plötzlich los und lief in Scham und leidenschaftlichem Aufruhr den Berg hinunter.

"Adolf! Adolf!" rief der verdutzte Landjunker ihm nach; aber der Fliehende hörte nicht mehr darauf. —

Bei den Winzern im Flecken waren die „Hunstriester“ angekommen, Mannsleute und Mädchen aus dem Soonwald, die man zur Aushilfe bei der Traubenlese gebungen hatte. Der Eulenhöfer war nie zu bewegen gewesen, sich diesem Brauche anzuschließen; wenn es nötig war, dann holte er sich zwei Leute vom Pachthof zur Hilfe. Diesmal jedoch war nur Heinrich Köster als Helfer gekommen, aber so zwangen sie die Arbeit mit Leichtigkeit; denn ein früher Frost hatte in den Weinbergen viel Schaden getan, und fast in jeder zweiten Beete schwärzte auch noch der räuberische Sauerwurm.

Die weiße Oktoberonne stand hinter dem Nebel des Ruhrtals, der Millionen feiner Perlchen in die Spinnenweb zwischen den Weinstockzeilen zerstreut hatte. Eben legten die Perlchen an, im jungen Morgenlicht aufzuzittern, da rasselte die Ochsenfuhr mit den großen ovalen Traubentütteln den Hofweg hinunter. Jakob lenkte den Wagen, in der rechten Hand die Peitsche, die linke am Scherenbalzen, und hinterher kam Heinrich, mit Elise und der wortkargen Magd plaudernd. Er trug die beidengeschlossene, innen schwarz verpinkte Traubenbotte auf dem Rücken, und Elise war stolz darauf, daß sie zum

ersten Male als vollwertige Leserin genommen wurde und außer der Schere auch ihr eigenes Blütchen bekommen hatte. Und dann die Ferien! Sie freute sich ihrer so sehr, daß sie morgens schon lange vorm Läuten der Pelegloge ungeduldig wachgelegen hatte.

"Die Kathrin macht 'n Gesicht, als wenn sie die Sauwürm verjagen wollt", sagte Heinrich Köster im Talabschreiten. Er hatte eine trübe Stimmung auf dem Eulenhof angetroffen, die er mit seinen harten Späßen zu vertrieben gedachte.

Aber die Kathrin war wenig empfänglich dafür, konnte den Großpurigen auch gar nicht leiden und erwiderte ipiz:

"Ja, ich hatt grad mal an deinen franken Vater gedacht, und zum Lachen muß man aufgelegt sein."

"'n Glück, daß das mein Vater trotzdem noch nit verlernt hat", entgegnete Heinrich etwas gereizt.

Rum hielt der Wagen und sie gingen sogleich mit Elise an die Arbeit. Die kleine Elise war dabei noch recht zaghafte, wußte nicht ordentlich mit der Schere umzugehen und ließ oft Beeren der unbeholfen erfaßten Trauben ins saulende Laub am Boden fallen.

"Nur keine liegen lassen, Elischen!" mahnte Heinrich mit überhafter Wichtigkeit; „sonst kriegst du dein Blütchen den ganzen Tag nit voll.“

"Da fassen grad zwei Schnedchen drin", entschuldigte sich Elise, „die konnt ich nicht herauskriegen.“

"Alles mit rein! Das gibt Brüh. Dein Vater muß den Most so wie so tüchtig längen.“

"Oho!" machte Jakob, „auf'm Eulenhof wird nit gewässert; da hat der Most sein Gewicht, wenn es auch nit viel gibt.“

"Dies Jahr hängen an der Heck auf euerm Brückstück mehr Schlehen wie hier Trauben an den Stöcken", ultierte Heinrich.

"Braucht dir keine Sorg zu machen", entgegnete Kathrin, ohne von ihrer Arbeit aufzugeben, „du kriegst ja doch jedesmal dein Getränk, wenn du auf den Eulenhof maien kommst. 'n Hälfchen mehr oder weniger macht uns nit aus.“

Ein paar gut geweckte Schnäbel hatten die Kathrin und der Heinrich, und oft war es nahe daran, daß eine Bissiglette des immerfort überlegen vor sich hin lächelnden Jungen vom Pachthof die Magd zur posternden Mut aufgestachelt hätte; denn sie sah schon lange mit Mißgunst auf dessen Vermüthen, sich bei dem Eulenhöfer in Ansehen zu setzen, um so mehr, als sie meinte, daß es auf ihre und Jakobs Kosten geschähe. Jakob wollte das zwar nie glauben, sondern sah in der Begünstigung Heinrichs durch den Eulenhöfer nur dessen Bestimmtheit dem eigenen Sohn gegenüber. Und wenn er Adolf selber das auch nicht zugeben möchte, so erfüllte es ihn doch mit schmerzlicher Trauer. Wie gern hätte er manchmal auf ein anerkennendes Wort des Eulenhöfers verzichtet, wenn es dadurch dem Enterbten zugekommen wäre!

Am Nachmittag kam Adolf aus der Schule heim. Er achtete gar nicht auf die Lesenden im Weinberg und schleppete an seinem Bütcherbündel wie an einer Last

Elise nahm es ihm flink unter dem Arm fort und suchte ihm eine schöne Traube aus ihrem Büttchen.

"Jetzt gehst du Mittag essen und dann kommst du uns helfen", sagte sie freundlich sorgend, während ihre großwimperigen Augen etwas bang nach seiner Gemütsstimmung forschten.

"Für so 'ne Arbeit bin ich ja doch zu zwecklos", erwiderte er mutlos.

Aber Elise sprach eifrig auf ihn ein:

"Sollst leben, wie das dem Vater gefällt, wenn du hilfst. Für 'n Rosenweck extra macht ihm das Spaß."

"Extra? — Lieb Schwesternchen, auf etwas Extraes habe ich nicht zu rechnen."

"Du sollst ja nicht sagen", erwiderte Elise peinlich, "der Mutter tut es auch immer so weh."

"Nun ja, ich tu, was ihr haben wollt", sagte er und trug sein Bücherbündel den Hofweg hinauf.

Dann stand er bis zum Feierabendläuten der Lengeglöde mit in der Reihe, hatte immer als erster sein Büttchen gefüllt und ließ es sich auch nicht nehmen, einige Male die schwere Botte zum Wagen zu schleppen. Obwohl er beim Auskippen beinah das Übergewicht bekommen hätte, er wollte sich die schwere Mühe nicht anmerken lassen. Nur etwas gelten, nur von dem Vater nicht übersehen werden!

Und dennoch, als der Abend gekommen war und man plaudernd um die Schüssel mit der Kartoffelsuppe saß, schien ihm alles umsonst gewesen zu sein. Der Vater überzog ihn gesäuselt, und als Elise meinte, daß sie ohne Adolfs Hilfe lange nicht so weit gekommen wären, da sagte er:

"Ja, Trauben essen verstehn auch die Studenten. Wenn's beim Hasermähnen und Kartoffelgraben nur auch so was zu schmausen gäb!"

Adolf sah schweigend auf seinen Teller nieder. Nach dem Essen gab er vor, noch für die Schule arbeiten zu müssen, legte sich aber unmutig ins Bett und sagte der Mutter, die ihm in stiller Sorge gefolgt war, er habe Kopfschmerzen, sie solle es jedoch nur ja nicht dem Vater verraten; denn er wolle nicht bedauert werden und könne es noch weniger vertragen, daß man seinen Spott mit ihm treibe.

Die folgenden Tage kam er stets erst mit einem späteren Zug aus der Stadt zurück und betrat den Weinberg überhaupt nicht mehr. Elise war recht traurig darüber; aber er tröstete sie und sprach:

"Kannst mir ja immer ein Tellerchen mit Trauben auf mein Schlafstübchen stellen. Ich denk dann an dich, wenn ich sie esse."

Das Knabenhertz schien für den Vater unwiederbringlich verloren zu sein. Er mühte sich auch nicht, es wiederzufinden.

Adolf klagte aber keinem Menschen mehr sein Leid. Er hatte andere Tröster gefunden; er las Bücher, die ihn die häßliche Wirklichkeit vergessen ließen. Zuerst waren es die etwas zahmen Wildwestgeschichten aus der Schulbibliothek, und als die ihm keine Träume mehr vorzugeben hatten, da taufte er sich von seinem Taschengeld ganze Stöße der Indianerbändchen, die der hinkende Dorfbuchbinder in seiner müffigen Butte feilhielt. Zu jeder Stunde, die ihm seine Schularbeit freisteht, zog es ihn nun in irgendeinen heimlichen Winkel des Hofs, ganze Nachmittage hockte er mit gespannten Sinnen auf seinem Speicherzimmer oder im statuenhaften Garten unterm Apfelbaum, lag versteckt hoch oben im Stroh des Scheunengebäcks oder in den großen, rauhblättrigen Bärlappen um den murmelnden Brunnen in der Biehweide, und an den Winterabenden hielt er sein Buch in den Schein der Ofenglut, weil ihm der Vater das Lampenlicht dazu versagt hatte.

Unter diesem steberhaftsten Leseleiser begannen allmählich seine bis dahin vortrefflichen Leistungen in der Schule merklich nachzulassen. Das Osterzeugnis, das den ehemaligen Quartaprimus nur noch mit Hangen und Bangen zur Sekunda mitsteigen ließ, wurde vom Vater unter einem kurz ausgestoßenen Hohnlachen unterschrieben, und als Adolf zu Weihnachten sogar ein Monitum mit nach Hause brachte, in dem seine Versetzung als fraglich hingestellt wurde, da sagte der Vater: „Dann bist

du aber das letzte Mal in deine Schule gegangen. Verlaß dich drauf!"

Auf diesen Schimpf jedoch wollte es der Ehrgeiz des Sechzehnjährigen unter keinen Umständen ankommen lassen. Er sah jetzt stets bis in die Nächte hinein mit dumpfem Kopf über seinen Schularbeiten. Aber sein Ordinarius schien ihn bereits ausgegeben zu haben; denn eines Tages eröffnete der ihm, daß seine Einsicht zu spät käme und er das in den letzten Jahren versäumte während der paar Wochen bis Ostern nicht mehr nachholen könne.

Da ging er nachmittags zu seinem Vater auf den Acker, der im frischen Schollenbruch dampfte, und sagte: „Ich hab' die Schule satt. Wenn's dir recht ist, helf ich dir in der Bauerei."

„Recht gewiß“ meinte der Eulenhofer ungläubig; „aber am End' bist du dafür schon verdorben. Auch so was muß beizeits angefangen werden.“

Am anderen Morgen stand er schon vor Tagessgrauen in der Gitterstube und schnitt Häcksel für das Bieh. Ratsch, ratsch machten die beiden Messer des großen Schwungrades, und bei jedem Schnitt rieselten tote Träume mit in das Hackstroh.

Fortsetzung folgt.

Das neue Hellas.

Von S. Karalstatis.

Der Herr Kammerpräsident ließ die Sitzung auf eine halbe Stunde unterbrechen, damit die Herren Abgeordneten eine kurze Abendmahlzeit einnehmen könnten. Die Deputierten, der stundenlangen, öden Sehnsuchtigkeit ohnehin schon längst überdrüssig, begrüßten seinen menschenfreudlichen Beschluß mit wildem Beifallsgekrampel. Die weisen, würdigen Väter der Nation drängten sich durch die weitaufergerissenen Saaltüren wie eine horde unbändiger Schulbuben, die das Glodenzeichen aus der tödlichen Langeweile einer dünnen Grammatikstunde erlöst hat. Im Handumdrehen wimmelten die tüben, breiten Wandelgänge von einer Legion ehrwürdig baumelnder Gehröcke — gut und noch weit öfter spottischlecht schwingend —, von weichleinenen, gestärkten Hemdbrüsten, messerscharfen Bügelfalten, leise quietschenden Lackschuhen und vor allem jenen herausfordernden gelben Glaces, die ein frischgebädener, aber dafür durch und durch nobilitischer Abgeordneter als letzte Offenbarung der Pariser Mode eingeführt hatte.

„Uff!“ stöhnte ein dicker, schwitzender Bauerndeputierter aus Akarnien. „Bei dieser Badosenhitze auch noch diesen verfluchten Sibfleischbehang und die eiserne Halskrause!“ Dabei lüftete er seinen schwarzen Bratenrock, den offiziellen, aber ungewohnten Parlamentsanzug, in dem er wie ein aufgesäumter Zirkushengst aussah, und lockerte sich den Kragen.

„Ich wollte auch, ich wäre erst wieder in der freien Luft unserer Berge!“ seufzte zustimmend ein anderer, dessen Gesicht vertriet, daß er vom Parlamentarismus so viel verstand, wie ein thessalischer Ochse vom Kontrapunkt. „Es ist nachgerade genug des Unsinn's. Ich habe die Nase reichlich voll. Wir haben uns aber die Geschichte nun einmal eingetrocken und A gesagt und müssen nun wohl oder übel auch B sagen.“

Weiß es Gott, Karulos, in meinem Kopfe dreht's und wirbelt's schon wie ein Mühlentrad. Den lieben, langen Tag schwanken sie von nichts anderem als Artikeln. Von Artikel 43 und Artikel 687, von Artikel 2a und ... was weiß ich noch. Unser verstorbener Schullehrer — Gott hab' den alten Mann selig — bat uns nur ihrer drei eingepreßt — der, die, das — und die haben mir wahrhaftig zeitlebens genützt. Hier aber kann einer vor lauter Artikeln verrückt werden.

„Recht hast du schon, aber deswegen wollen wir doch etwas verzehren. Ehrlich gesagt, die Sosse und Mattonatzen, die sie hier haben, sind ein entsetzlicher Frak. Meine Frau — Verzeihung — hat's geahnt, als sie mit ein hales Dusend hausgeschlachteter Würste einpackte. Kann man von dem Jenseit hier etwa satt werden? — Ach, wenn ich so an einen spiegelebarten Hammel denke, lauft mir das Wasser im Munde zusammen“, seufzte wehmütig Herr Kitos, der nos ein paar Tagen von den Bergen seiner Heimat herabgestiegen war, um in der Kammer die Interessen seiner Landsleute und Wähler zu vertreten.

Nicht weit davon ab standen zwei ganz junge Deputierte. Ladelloß und nach dem leichten Schid der Mode angezogen, denn sie waren erst vor kurzer Zeit aus dem gelobten Westeuropa nach Griechenland zurückgekehrt. Sie bemühten sich, die Unterhaltung in einer fremden Sprache zu

führen und bewegten sich um Cocktails, Weiber und Tingel-Tangels.

"Es ist doch ein trauriges Land", meinte der eine blaßt. Meinen Sie, Sie finden hier etwas Genießbares zum Essen? Und das Skandalöseste, was uns den Spott aller zivilisierten Nationen eintragen müßte, wenn Sie es wählen, ist, daß selbst hier im Parlamentsrestaurant die Kellner ohne Frat und Handschuhe bedienen. Ist das nicht gerade unglaublich?"

Die Abfütterung der Herren Abgeordneten nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch. Alle aßen hastig und jeder auf seine Art. Der eine wischte sich die Soßenreste mit Brotkrummen vom Teller, der andere stocherte mit der Gabel nach den Weinbeeren, weil er das für besonders vornehm hielt, und der dritte schnäuzte sich verstoßen in die Serviette.

Einer nach dem andern ging in den Sitzungssaal zurück. Behäbig und breit lebten sie in ihren Sesseln und diskutierten die neuen Gesetzesvorschläge. Man stimmt dann später dafür oder dagegen, wie man gerade die Laune hat. Alles wird möglichst schnell verabschiedet.

Der Kammerpräsident war ein schlauer Fuchs. Er wußte nur zu gut, warum er seine Abgeordneten gerade vor den wichtigsten Gesetzentwürfen zum Essen achtete. Gar oft kam es nämlich vor, daß dann der eine oder andere von ihnen mitten in der heiligsten Diskussion sankt einschlummerte. Schuld daran trug die verwünschte Altbier-Hölle, nicht minder der schwere Wein und das üppige Essen, lebhaft auch die dunkel-klassische, gewundene und geschaubte Redeweise des Herrn Kammerpräsidenten selbst, die nur den wenigsten verständlich war. Heute war die vorgerückte Abendstunde die Hauptursache, denn viele der Deputierten waren schon hoch über die Achtzig und hatten die ehrenwerte Gewohnheit, mit den Hühnern zu Bett zu gehen. Mitunter verfiel darum einer in ein lautes Schnarchen, das einer Kreisfahrt alle Ehre gemacht hätte, aber niemand fiel es ein, daran Anstoß zu nehmen. Die tiefen, friedlichen Schnarren verloren sich ja doch in den heiligen Diskussionen und Zwischenrufen der unermüdlichen, jüngeren Abgeordneten.

"Herr Kollege, etwas leiser, wenn ich bitten darf!" flüsterte höchstens einmal einer der Volksvertreter zu seinem Nachbar. "Bei eurem Geschlaf kann ja kein Christenmensch im Schlaf kommen! Ihr hättet wahrhaftig besser getan, erst zu lernen, wie man schlafst, ohne seine Mitmenschen zu stören, bevor Ihr euch ins Parlament wählen ließe!"

Nach Mitternacht! Die Uhrzeiger standen auf halb Eins. Die Mehrzahl der Herren Kammerdeputierten war in festen Schlaf versunken. Nicht, nicht einmal das wildeste Geschrei der unentwegten Opposition, die wegen jeder Kleinigkeit mörderlichsten Krach schlug und drauf und dran war, ein Misstrauensvotum zu verlangen, vermochte die Schläfer zu wecken.

Da erscholl mitten in den Spektakel der schnarchenden und streitenden Deputierten die helle Stimme eines Zwischenrufers: "Löschen! Löschen!"

Und laut fiel von allen Seiten der Chorus ein: "Löschen! — Sofort Löschen! — Unverzüglich Löschen! — Löschen! Lööööschen!"

Es war ein wirres, gelbes Gescheh!

Erschreckt fuhren die eingeschlummerten Deputierten auf. Angstlich drehten sie sich um. Rieben sich die Augen. Schrien laut und durchdringend mit: "Löschen! Löschen! Feuer! Wasser!" und strebten eifrig den Saalausgängen zu.

Zu erregten Gruppen drängten sie sich auf den Korridoren. Was brannte hier? Wo war das Feuer? Als sie aber hörten, daß gar keine Flammen zu löschen waren, als sie den Feuerwehrmann nach wie vor gleichgültig am Hydranten lehnen sahen und erzuhren, daß es sich um den Artikel der neuen Verfassung, die den Frauen das Wahlrecht sichern sollte, handelte, da rissen sie nicht minder durchdringend: "Löschen! Löschen!"

"Es ist das ja ein viel gefährlicheres Feuer. Ein Brand ist's, der das ganze Land verzehren kann! Löschen, darum den Antrag! Löschen!"

"Feuer, Feuer und Meer . . .", meinte mit philosophisch erhobenem Finger einer der uralten, achtzigjährigen Väter des Landes, "sie sind die großen Gefahren!"

So brachten die Volksvertreter die griechischen Frauen abermals um das Wahlrecht, weil sie sie nicht für ebenbürtig hielten. Wie denn auch? Ein Frauenstimmrecht? Wer sollte ihnen dann fortan das Essen kochen? Wer das Hemd waschen? Wer ihnen vor dem Zubettgehen die Samtpantoffel anziehen?

"Nein! Nein! Die Frau muß immer Frau bleiben!" sagte bestredigt und selbstbewußt Herr Papparis, der Abgeordnete der Insel Eros. "Sie trägt ja schon von Natur keinen Schnurrbart und keine Hosen! Die Frau bleibe Frau!"

(Aus dem Neugriechischen übertragen von Peter Hein-Pasing.)

Debiit.

Von Erich K. Schmidt.

Den schmalen, laren Saal füllen dicke Schichten von Tabakrauch. Die Kleinbürger sitzen fröhlich zu beiden Seiten des Ganges, in enge Stuhkreisen geschart. Nach Sängerin und Komiker, traurigen Karikaturen, die sich in Sentiments und Toten verrennen, steht plötzlich, hinter Beifallsröhren, eine große Stille über den Köpfen.

Pause.

Fades Bier wird durch die Reiben gereicht, in die Kehlen gestürzt, und nun beginnt der Schwall von Stimmen rhythmisch zu feiern, Töne überschneiden sich, schwelen an — und schließlich hängt ein undurchdringliches Gesumm im Saal.

Niemand hört, daß der Taktstock, im Ausschnitt vor der Bühne, polternd klopft; es beginnt ein Kampf der Melodie mit dem wirren Gesumm, allmählich wird das Orchester freier, nur einzelne Zischlaute stechen noch spärlich empor.

Das Licht zerspringt, im Rücken der Menge surrt ein Apparat, der läßt einen Lichtkegel fächernd gegen den Hintergrund der Bühne wirkt. Und da, als die Augen den Wechsel von Dunkel und Helle überwandern, öffnen sich die Lippen zu einem breiten, ehrfurchtsvollen Ah!

Ein Mädchen, siebenjährig, mit braunem Haarglocken, steht sieberlich auf den staubigen Brettern. Sie trägt ein grünes Seidenröckchen, das über dünne, nackte Beine fällt. Auch die mageren Arme, die Schultern sind nackt — wie die Füße, die den kalten Boden berühren.

"Sie tanzt zum erstenmal öffentlich", flüstert eine Frau zu ihrer Nachbarin. "Sie muß doch frieren. Das arme Kind."

Aber die Kleine friert nicht. Sie will Tänzerin werden, und sie fühlt mit dunklem Instinkt, daß hier die Gelehrte der Kinderstube nicht mehr gelten. Sie zittert, doch keiner merkt es. Sie wartet nur auf jenen Tag, der ihre Glieder in Bewegung setzt — nun muß er kommen — da! Sie hebt die Arme zu süßen Bogen, darin die Finger sätzlich pochen, die Knie biegen sich im Takt. Nun wiegen sich die Hüften kindlich-selbst; die Fingerspitzen tasten nach dem Rockrand und zupfen ihn empor, das ernste Gesicht, mit den unschuldigen Augen, dem zarten Kleinmädchenmund, wendet sich in die Tiefe, wo Vater und Mutter und all die Menschen sitzen, aber es ist eine Grenze zwischen ihr und jenen anderen, versunken liegt die Welt, jenseits des Schachtes, daraus die Tyrannin Muskl mit herrischen Fingern nach ihr fährt.

Und ich sehe Glut die kindlichen Wangen besessen, ich halte die junge Seele vibrierend in der Hand. Sie flattert wie ein kleiner Vogel mit ganz weichem Gefieder. Ich fühle das Feuer noch, das in den letzten Tagen sie durchsprang, die große Erwartung vor dieser Stunde, da sie zum erstenmal, fremd und einsam, gelöst von Mutter und Lehrerin, auf feindlicher Ebene ihre frühen Künste offenbaren sollte, im Regel des Scheinwerferlichts, von einer großen Kapelle begleitet, ganz so wie tene Tänzerinnen, deren Namen alle wußten. Und auch ihr Name stand heute schon auf dem gelben Programm. Sie hieß: Kl. Ruth. Und weiter nichts.

Und jetzt verklingt die Musik, aber noch ehe der letzte Ton sich in sonnigem Echo auflöst, erhebt sich toller Lärm, die kleinen Tänzerin erwacht, erschrickt und sieht viele Hände klatschend zu ihr emporgereckt. Man bebt sie vom Bühnenrand ein Mantel hält sie ein; und nun hört sie überall lobende Worte. Man trägt sie an staunenden Menschen vorbei, sie braucht jetzt nicht mehr über kalte Dielen zu laufen. Sie ist Mittelpunkt von allen Blicken, und ihr Weg gleicht einem hellen Triumphzug.

Ich gebe nachdenklich auf die Straße. Der schmale, trostlos lange Saal liegt hinter mir. Ich habe ihn aber fast verläßt, denn ich habe ein Stückchen Schicksal darinnen erlebt.

Öffentliche Uhren.

Von Bertha Witt (Altona).

Die ältesten Uhren, deren man sich zum Zwecke einer zuverlässigen Abmessung der Zeit bediente, waren die Obelisken und die primitiven Sonnen- oder Schattenuhren, die aus Agaven stammten. Da sie frei aufgestellt werden mussten, eigneten sie sich schon an und für sich mehr zum öffentlichen als zum privaten Gebrauch. Schon die Griechen stellten, nachdem sie um 800 v. Chr. mit der ägyptischen Einrichtung der Zeitmesser bekannt geworden waren, solche nach 12 Stunden eingeteilten Sonnenzeiger an vielen öffentlichen Plätzen auf. Rom folgte damit erst etwa 200 Jahre später; die erste römische öffentliche Sonnenuhr durfte jenseits gewesen sein, die der Kaiser M. Valerius Messala im Jahre 263 v. Chr. neben des Rednertribüne auf dem Forum errichten ließ. Nach römischem Zeitmaß verfeinert, fühlte sich aber heraus, daß sie mit dem

Sonnenstände in Rom nicht völlig übereinstimmte, und so stellte man bald neben dieser noch eine bessere Sonnenuhr mit römischer Zeit auf. Andere italienische Städte folgten in der Aufstellung der Sonnenzeiger. Wenn man nebenbei nun auch viele private Uhren in Gärten und Landhäusern einrichtete, so blieb doch die Allgemeinheit auf die öffentlichen Uhren angewiesen, und vornehme Leute hielten sich eigens Knaben oder Mädchen, um sie nach Bedarf zur Zeitableitung nach den öffentlichen Uhren zu schicken.

Nun waren aber die Sonnenuhren insofern primitiv, weil das Scheinen der Sonne Voransetzung war, wenn sie die Zeit anzeigen sollten; nachts und beim Unichtbarbleiben der Sonne waren sie unbrauchbar, beim langsamem Abweichen des täglichen Sonnenstandes waren sie überhaupt ungenau; man suchte also bessere Zeitmesser zu erfunden und übernahm, wieder von den Ägyptern, die Wasseruhren. Es waren mit Stundenzeichen versehene Gefäße, durch die das Wasser langsam und gleichmäßig hindurchfließt, durch seinen jeweiligen Stand die Zeit nachweisend, und sie hatten nicht nur vor den großen Sonnenzeigern voraus, daß sie immer gingen, sondern daß man sie auch beliebig im Hause aufstellen konnte. In Rom lag man die erste Wasseruhr 156 v. Chr.; die Wasseruhren verbreiteten sich überhaupt dann so weit, daß Julius Caesar sie sogar in England schon antraf, als er dort landete.

Aber auch die Wasseruhren erwiesen sich nicht als vollkommen, weil man den Durchlauf des Wassers nie gleichmäßig gestalten konnte; sie fanden somit im allgemeinen doch nicht den Eingang, wie es anfangs schien. Während man sich aber im Privatleben Jahrhundertlang mit Sanduhr und Stundenglas beschäftigte und von öffentlichen Zeitzeigern nichts mehr hörte, sonnen, und zwar zunächst wieder die ägyptischen Araber, wenn auch mit und nach ihnen bald Mönche, bald Phöster, auf mechanische Uhren und brachten sie als Gewichts- und Räderuhren im 11. Jahrhundert zu stande. Dabei waren die Turmuhrn den Wanduhren voraus, die nächste Verbesserung ergaben die Schlaguhren, die vermittelst Aufschlagen eines kleinen Hammers auf eine Glocke die Stunden weit vernehmlich anzeigen. Damit schien man, weil an eine Privatschaffung nicht zu denken war, dem alten Prinzip der öffentlichen Zeitmessung wieder nahegeküßt. Allein damit hatte es noch lange Weile; nicht nur, daß diese großen Räderuhren sehr kostspielig gewesen wären, sie gelangten überhaupt nur als fürstliche Geschenke nach Europa. Lange Zeit waren es fast nur Klöster, die sich des Besitzes einer solchen Turm-Schlag-Uhr erfreuten, schon weil die Mönche, die sich selbst gern mit der interessanten Erfindung beschäftigten, da sie eben auch die meiste Zeit dafür hatten, ihnen das größte Interesse entgegenbrachten.

Erst im 14. Jahrhundert ging man an, solche schlagende Turmuhrn öffentlich aufzustellen. Italien ging offenbar voran, 1344 erhielt Padua und 1356 Bologna die erste öffentliche Uhr. Es scheint nicht, als wenn es Kirchenuhren waren; Paris jedenfalls, das 1364 sich von einem deutschen Uhrmacher eine Uhr bauen ließ, bestimmt sie nicht für eine Kirche, sondern für das königliche Schloß. Wie bisher die Mönche nach Klosteruhren, so strebten jetzt die Fürsten nach Schloßuhren, der Herzog von Burgund, der Ende des 14. Jahrhunderts die niederländische Stadt Courtrai im Besitz einer sehr schönen Schlaguhr lag, ließ sie offenbar aus Neid, wegnehmen und in seiner Residenz zu Dijon aufstellen. Jene beiden genannten italienischen Städte besaßen glänzende Universitäten, aber auch Fürstenhöfe, so daß anzunehmen ist, daß diese sich jene Uhren leisteten.

In Deutschland erschienen Straßburg (1370) und Soest (1395) mit öffentlichen Uhren. Nürnberg verschaffte 1462 seine Marienkirche mit einer großen Uhr. Dann folgte Italien wieder 1484 mit Florenz, 1497 mit Venedig. Die Kostspieligkeit der großen Uhren brachte es mit sich, daß die Städte sich lange bemühten und überlegten, ehe sie zur Einbauung eines solchen Werkes schritten. Die Stadt Auxerre in Frankreich, die wünschte, auch eine Uhr zu besitzen, wagte 1483 doch nicht, den Betrag dafür aus der Stadtkasse zu bewilligen, ohne vom König die Erlaubnis erhalten zu haben, die dann allerdings auf Anfrage ertheilt wurde. Natürlich widmete man der Verbesserung und Verbilligung der Uhren sein Hauptaugenmerk, um nach und nach die Türme der meisten Kirchen mit Uhren zu versehen. Als ein besonderes Wunder galt lange Zeit die Uhr der St. Pauls-Kathedrale in London, die ein ganzes Jahr lief, ohne aufgezogen zu werden. Dann kam das Kuriosum der Singenuhren (Uhren mit Glöckenspiel) auf, noch heute eine Eigentümlichkeit, aber auch der Stols Holländischer Städte. Schon im 14. Jahrhundert war keine Stadt im Holland ohne solche Singenuhr. Auch Hamburg besaß auf seinem St. Petri-Turm eine solche Uhr mit Glöckenspiel, das alle halbe Stunde einen Vers in einem geistlichen Liede vernehmlich über das Treiben der Stadt hinzittern ließ; erst seit dem

Krieg hat die alte Hansestadt dieses Überbleibsel aus vergangener Zeit eingebüßt. Einßt war es aber nicht minder befruchtet als es das „Üb' immer Treu und Gedächtnis“ vom Schlossturm in Potsdam oder das Glöckenspiel in Salzburg noch heute ist. — Zeugnisse alter Städtekunst und Städtelebenhaberei und altwäterischer Neigung, Angenehmes und Nützliches auf eigentümliche Art zu verbinden.

Welt u. Wissen

„Fingerabdrücke“ bei Bäumen. Ein System von „Fingerabdrücken“, das von dem Forstinstitut der Universität Oxford ausgearbeitet worden ist, gewährt die Möglichkeit, die Art des Holzes bei jedem Baum ganz genau festzustellen und eine viel eingehendere Klassifizierung der Baum- und Holzarten durchzuführen. Man hat gefunden, daß Holz, wenn es in einer überaus dünnen Schicht geschnitten und unter das Mikroskop gelegt wird, überaus seine Zeichnungen aufweist, aus denen sich die Art des Baumes so genau erkennen läßt wie aus dem Fingerabdruck ein bestimmter Mensch. Diese artigen Zeichnungen sind oft von schöner Färbung und auch bei Bäumen verschieden, deren Holz man bisher für ganz gleichartig ansah. Es sind auf diese Weise 2200 verschiedene Typen englischer Bäume festgestellt worden. Die Auswahl und Bestimmung des Holzes wird dadurch sehr erleichtert und vervollkommen. So hat man z. B. herausbekommen, daß 170 verschiedene Holzarten, die als „Mahagoni“ angegeben wurden, gar nicht richtiges Mahagoni sind, und daß viele dieser Hölzer überhaupt gar nicht zur Familie der Mahagoni liefernden Bäume gehören. Der Wert dieser „Fingerabdrucksprüfung“ der Bäume greift auf die verschiedensten Gebiete über. So wünschte eine Eisenbahngesellschaft eine ganz bestimmte Art Holz zu erhalten, die sie seit vielen Jahren für den Bau von Schwellen als geeignet erkannt hat. Das Institut war imstande, durch die Prüfung genau dieselbe Holzart nachzuweisen. Außerdem kann man Hölzer feststellen, die sich für bestimmte Zwecke nicht eignen. Auch für die Echtheit kostbarer Möbel ist nun eine unschwerliche Beweismöglichkeit gegeben. Denn man kann nachweisen, ob überall dasselbe Holz verwendet worden ist oder unechte Zutaten den Wert des Stükcs verringern.

Scherz und Spott

Englischer Humor.

Das junge Ehepaar hatte einen heftigen Streit gehabt, in dessen Verlauf die empörte Frau die Tür ins Schloß warf, um sich im Nebenzimmer ihrem Schmerz zu überlassen. Man hörte sie laut weinen. Nach einer Viertelstunde rief sie das Mädchen und fragte, ob ihr Gatte noch im Nebenzimmer sei. Auf die bejahende Antwort erklärte sie dem Mädchen: „Seien Sie sich hierher und beulen Sie jetzt ein bisschen; ich bin müde und muß eine Pause machen.“ *

Der Chef einer großen Firma, der sich angelegen sein ließ, auf seine Angestellten ein wachsames Auge zu haben, traf auf seinem Rundgang durch die Fabrik einen Arbeitsraum, wo er einen Jungen sah, der ihm noch nicht bekannt war. „Nun, mein Sohn“, redete er ihn an, „seit wann bist du hier?“ — „Ich bin erst heute morgen eingetreten, Sir“, antwortete der Junge. — „Nun, ich nehme an, daß du bereits den Aufseher gefehlt und von ihm Anweisung bekommen, was du zu tun hast.“ — „Gewiß, Sir.“ — „Und was hat er dir gesagt?“ — Der Junge zögerte einen Augenblick mit der Antwort, bekannte dann aber treuherzig: „Er befahl mir, aufzupassen und ihn aufzuwecken, wenn Sie hereinkommen.“ *

Zwei Freunde unterhalten sich darüber, wie man sich am besten vor Seuchen schützt. „Was tuft du gegen die Mikroben?“ — „Nun, vor allem koche ich das Wasser ab.“ — „Und dann?“ — „Dann sterilisiere ich es noch obendrein.“ — „So schön. Und dann?“ — „Dann? Ja, dann trinke ich Bier!“

Generalprobe. „Als ich Ellen meinen Antrag machte, da lehnte sie ihren Kopf an meine Schulter und schluchzte so traurig, aber schließlich hob sie ihr Köpfchen, sah mich so freundlich an, legte ihre Arme um meinen Hals und...“ — „Hör' bloß auf, das kenne ich. Ich hatte vorher mit ihr gepröbt.“